

MINDERHEITEN – MEHRHEITEN.  
INTERKULTURELLE BEZIEHUNGEN  
IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Im Namen des Vereins zur Erforschung und Förderung interkultureller Beziehungen in der Slowakei e. V. (Karlsruhe) hatte dessen Vorsitzender, Max Matter (Freiburg), gemeinsam mit Jörg Meier (Wien) vom 18.-20. Januar 2008 zu einer Tagung über Minderheiten und Mehrheiten in Geschichte und Gegenwart an die Universität Wien eingeladen.

Bereits im Einladungsschreiben war die Aktualität des Themas hervorgehoben worden: Im Zeitalter der Globalisierung sei das Interesse an der Interaktion zwischen Menschen verschiedener Sprachen und Kulturen sowie das Bewusstsein für Probleme einer interkulturellen Kommunikation enorm angewachsen. Im Kontext eines immer schneller und komplexer werdenden Informationsaustausches müsse der Blick auch in die Vergangenheit, die entgegen weit verbreiteter Meinung seit Jahrhunderten von Multikulturalismus und Mehrsprachigkeit geprägt gewesen sei, gerichtet werden. So zog sich die Frage der Folgewirkungen von Kontakten verschiedener Kulturen jenseits von Nationalstaatsgrenzen wie ein roter Faden durch die fünfzehn Referate der folgenden beiden Tage.

In seinem Einführungsvortrag betonte Max Matter, dass sich Wien als eine Stadt, für deren Geschichte Zuwanderung besonders prägend gewesen sei, hervorragend als Ort für die Konferenz eigne. Im 19. Jahrhundert stellten Menschen aus Böhmen und Mähren sowie Juden die wichtigste Gruppe unter den Zuwanderern dar. Matter zeigte, wie mit wachsender Zahl der als „immer fremd bleibend“ wahrgenommenen Juden auch antisemitische Strömungen zunahmen, die schließlich im nationalsozialistischen Terror mündeten. Die andere große Zuwanderergruppe, die aus Böhmen und Mähren stammte, bestand in erster Linie aus Handwerksgesellen, Lehrlingen und Hauspersonal. Auch hier entstanden Minderheitenkonflikte, die sich in Fremdenfurcht und -feindlichkeit äußerten. Der deutsch-nationale Bürgermeister Karl Lueger nutzte die weit verbreitete Angst vor einer Überfremdung durch tschechischsprachige Zuwanderer für seine Zwecke: Wer bei Volkszählungen als Umgangssprache „Tschechisch“ angab, erhielt bei der Wiener Stadtverwaltung keine Anstellung. Wer das Wiener Bürgerrecht erwerben wollte, musste schriftlich erklären, „den deutschen Charakter der Stadt nach Kräften aufrechterhalten [zu] wollen“. Gesetzlichen Schutz von Minderheiten in Geschichte und Gegenwart beurteilte Matter zwar als grundsätzlich positiv, er wies aber auch auf dessen problematische Seiten hin: So wachse mit der Anerkennung einer Gruppe als Minderheit auch die Wahrscheinlichkeit, dass diese sich innerlich homogen darstelle, was an der Wirklichkeit vorbei gehe. Gerade in ethnischen Kontaktzonen lassen sich Gruppen nicht trennscharf als „reine Kulturen“ voneinander unterscheiden, vielmehr sei von „Hybridkulturen“ auszugehen.

Jörg Meier (Wien, Leiden) beleuchtete die Entstehung des Minderheitenbegriffs und -problems im Zuge der Nationenbildung im 19. Jahrhundert unter dem Gesichtspunkt der Sprache. Vorstellungen von einem homogenen Nationalstaat mit einer einheitlichen Sprache führten dazu, dass Minderheitensprachen zurückgedrängt wurden. Deutsche Muttersprachlichkeit galt als grundlegendes Charakteristikum der Zugehörigkeit zur k. u. k.-Monarchie. In diesem Kontext der erzwungenen deutschen Einsprachigkeit um 1900 und des Ersten Weltkriegs wurde der Einfluss angrenzender Sprachen auf das Deutsche lange Zeit von der Sprachwissenschaft nicht gewürdigt. Er entwickelt sich erst seit einigen Jahren vor dem Hintergrund einer in dem Ausmaße zuvor nie da gewesenen Sprachvielfalt in Europa zu einem Forschungsthema der Kontaktlinguistik: Jörg Meier plädierte für eine verstärkte Erforschung der Sprachvielfalt, gerade auch in Anbetracht der Tatsache, dass Deutschland und Österreich Einwanderungsländer seien.

Dem Stellenwert einer einheitlichen Sprache im Prozess der Nationalstaatsbildung näherte sich Renata Sako Hoess aus literaturwissenschaftlicher Perspektive. Am Beispiel des „Ungarnlands“, des ungarischen Teils der Habsburger Doppelmonarchie, zeigte sie, dass Bestrebungen, einen Nationalstaat mit einer – und nur einer – Sprache zu assoziieren, nicht der Realität entsprachen. Sie demonstrierte dies exemplarisch an Werken des Schriftstellers Svetozár Hurban Vajanský. In seinen Schriften gehe es weniger darum, das Nebeneinander von Ungarn, Slowenen, Deutschen, Juden und anderen darzustellen als vielmehr anhand des Sprachgebrauchs aufzuzeigen, dass in der Region des Ungarnlands die ethnische Vielfalt sich auch sprachlich manifestierte und es durch Kontakte untereinander zu (vermutlich nicht nur) sprachlichen Durchmischungen kam.

Auch die konfessionelle Uneinheitlichkeit ist ähnlich wie die Sprache ein Indiz dafür, dass die Nationenbildung nicht zu einer Auflösung der vorhandenen Pluralität führte. Martin Zückert (München) verdeutlichte dies in Hinblick auf die Bedeutung der Konfession in den böhmischen Ländern und der Slowakei in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Trotz einer relativen Bedeutungsabnahme zu dieser Zeit blieb die Konfession ein wichtiger Faktor der Identitätsbestimmung (z. B. der Bikonfessionalismus in Deutschland oder der Katholizismus in Polen). Trotz anhaltender Bestrebungen, eine Deckungsgleichheit zwischen Konfession und Nation herzustellen, konnte dieses Ziel nie erreicht werden. Vielmehr verliefen nationale und religiöse Konfliktlinien oftmals quer zueinander, so dass es einerseits auch hier zu konfessionellen und ethnischen Durchmischungen, andererseits aber auch zu Überschneidungen von Konfession und ethnischer Zugehörigkeit und damit in manchen Fällen zu einer Art doppelter Minderheitenzugehörigkeit kam.

Mit Fragen zur Sprache und zur Kirchengeschichte der evangelischen Gemeinde Agoritschach, slowenisch Zagoriče, befasste sich Karl W. Schwarz (Wien). Unter den evangelischen Gemeinden Kärntens nimmt Agoritschach eine Sonderstellung ein, da sie die einzige auf dem Siedlungsgebiet der Kärntner Slowenen ist, die auf eine lange slowenische Gottesdienstpraxis zurückblicken kann und ihre Entstehung der Reformation durch Primus Truber (1508-1586) verdankt. In der Zeit der Gegenreformation bis zum Erlass des josefinischen Toleranzpatents (1781) gaben sich die Agoritschacher nach außen als katholisch aus, tradierten und praktizierten aber heimlich ihren evangelischen Glauben weiter. Nach 1781 bekannten sich die Bewohner Agoritschachs wieder offiziell zum evangelischen Glauben, errichteten ein Toleranzbethaus und vereinbarten mit dem aus Württemberg stammenden Pastor der Muttergemeinde Bleiberg, dass dieser dort regelmäßige Gottesdienste abhalten solle. Die Gemeinde war damals rein slowenischsprachig, die deutschsprachigen Pastoren hatten aber große Mühe, Slowenisch so gut zu lernen, dass sie in dieser Sprache predigen konnten, dies nicht zuletzt deshalb, weil die Muttergemeinde Bleiberg deutsch war. Da dieses Sprachproblem immer wieder zu Konflikten innerhalb der Gemeinde führte, wurde Unterricht in deutscher Sprache eingeführt. Erteilt wurde er vom Pastor aus Bleiberg und eigens dazu eingestellten Lehrern. Nicht nur die Predigt, sondern der ganze Gottesdienst wurde immer mehr eingedeutscht. Zunehmend verstanden sich die Agoritschacher nicht mehr als Slowenen – eine Minderheit hatte zu bestehen aufgehört.

Ausdrücklich wies Juraj Podoba (Bratislava) nochmals auf die Neuheit des Konstrukts „ethnische Minderheit“ hin und kontrastierte es mit der Ordnung vormoderner ländlicher Gesellschaften, die, so Podoba, zwar ebenso durch vertikale und horizontale Schichtung und kulturelle Verschiedenheit charakterisiert waren, was sich aber nicht auf ethnische Pluralität, sondern auf die kulturelle Ordnung der gesellschaftlichen Schichten in einer hierarchisch aufgebauten (semi-)feudalen Gesellschaft zurückführen lasse. Somit sei im vormodernen Europa in gewissem Sinne jeder Angehöriger einer sozialen und kulturellen Minderheit gewesen. Die intellektuellen Vorreiter der Nationalbewegungen, so genannte Erwecker, setzten sich im 19. Jahrhundert gegen diesen überethnischen Gesellschaftsbegriff ab, indem sie Kultur nach innen homogenisierten und nach außen abgrenzten und so Natio-

nalkulturen schufen. Damit erst wurden nationale Minderheiten zu einem Problem. Ethnische Verschiedenheit wurde fortan mit kultureller Verschiedenheit zusammengedacht und außerhalb der eigenen nationalen Kultur verortet. Podoba spannte den Bogen bis in die heutige Zeit, indem er darauf verwies, dass in der Slowakei primordialistische Vorstellungen von Nation und Volk tief verwurzelt seien. In der Slowakischen Republik, einem multiethnischen Land mit einem offiziellen Minderheitenanteil von 14 Prozent, sei der Minderheitenstatus negativ konnotiert und werde, wie im Fall der Roma, zur Erklärung sozialer Differenzen bemüht.

Petr Lozoviuk (Dresden) berichtete über die Ergebnisse eines Projekts, in dem in der Region Böhmisches Niederland/Šluknovsko, einem relativ überschaubaren Grenzgebiet, die politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedeutungen einer Staatsgrenze und die dortigen wechselseitigen Beziehungen zwischen Mehr- und Minderheiten untersucht worden waren. Lozoviuk zeigte, dass das böhmische Grenzland als randständiger Raum aufgefasst werden kann, in dem die homogenisierenden Tendenzen der Zentrale schwächer und deshalb ein Zusammenprall nationaler Gruppen wahrscheinlicher war.

Dass ethnische Zuschreibungen auch einen kommerziellen Aspekt haben können, wurde im Vortrag von Peter F. N. Hoerz (Wiesbaden) deutlich. Er berichtete über die in Kazimierz, dem jüdischen Stadtteil Krakaus, gezeigten Formen „jüdischer Kultur“. Ausgehend vom Erfolg des Spielfilms „Schindlers Liste“, der zum Teil dort gedreht worden war, erfuhr Kazimierz unter dem Ansturm von Touristen, die „authentische“ jüdische Kultur vorfinden wollten, eine „Revitalisierung“, so dass eine regelrechte Industrie des Gedenkens, Wissens und der Unterhaltung entstand. Bemerkenswert ist, dass es Nichtjuden sind, die diese Kommerzialisierung betreiben, was von jüdischer Seite (aus Europa, Israel und den USA) nicht widerspruchlos hingenommen wird. In der anschließenden Diskussion über den Umgang mit den jüdischen Erinnerungsorten in Krakau charakterisierte der Referent drei Positionen: Jene, die das neuerwachte Interesse an der jüdischen Kultur positiv bewerte, eine zweite des Vorurteils gegen das Judentum und eine dritte, meist die Perspektive der Einwohner von Kazimierz, die sich durch die Vermarktung ihres Stadtviertels gestört fühlten und infolgedessen Ressentiments gegen die ehemalige jüdische Einwohnerschaft entwickelten.

In dem Vortrag von Anna Caroline Cöster (Freiburg) stand das Thema der Roma in der Slowakei im Mittelpunkt. Auch nach der EU-Osterweiterung seien ihre Lebensumstände mehrheitlich als katastrophal zu bezeichnen, da diese in einem Teufelskreis aus mangelnder Teilhabe und Bildung, Arbeitslosigkeit und Diskriminierung gefangen seien. Die Auflagen, die der Slowakei während ihrer Kandidatur um die EU-Mitgliedschaft gemacht wurden, zielten entweder an den Bedürfnissen der Roma vorbei oder waren politisch nicht gewollt und finanziell unzureichend ausgestattet und blieben deshalb wirkungslos. Bei heutigen Förderprogrammen würden die Betroffenen viel zu wenig eingebunden, da Integration als einseitige Angleichung an die Mehrheitsbevölkerung verstanden werde.

Dem Vortrag von Florian von Dobeneck (Freiburg) lag eine Studie des Instituts für Volkskunde in Freiburg zugrunde, die in den Jahren 2001 bis 2004 das Verständnis von Deutschsein und von deutscher Kultur bei Funktionären und

Angehörigen eines Vereins der deutschen Minderheitenjugend in der Slowakei „Kontakte und Jugendarbeit“ untersucht hatte. Die Ergebnisse zeigen, dass die deutsche bzw. karpatendeutsche Identität für die Vereinsmitglieder nur eine untergeordnete Rolle spiele. Als Motivation für eine Mitgliedschaft stünden eher europäische Jugendbegegnungen und Freizeitgestaltung im Vordergrund. Zwar scheint die Bewahrung der deutschen Kultur – den Befragungen zufolge – auch eine gewisse Rolle für ihre Vereinsmitgliedschaft zu spielen, doch blieben die Vorstellungen davon, was deutsche Kultur ausmache oder ausmachen solle, vage.

Eine gelungene Verbindung der geschichts- mit der sprachwissenschaftlichen Perspektive stellte der Vortrag von Friedrich Gottas (Salzburg) über die Rolle der Sprache für die nationale Identität am Beispiel der Zipser Sachsen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Das Komitat Zips in Oberungarn war lange durch ethnische Vielfalt, das Neben- und Miteinanderleben von Deutschen, Slowaken, Ruthenen und Ungarn gekennzeichnet. Sprache sei ein Element der Identitätsbildung, durch das andere Identitätsmerkmale wie Konfession oder historische Zugehörigkeit erst ausgedrückt werden könnten. Besonderen Erkenntnisgewinn verspreche deshalb die Untersuchung von Mehrsprachigkeit. Trotz Magyarisierung im Bildungssektor behielt die deutsche Sprache im untersuchten Gebiet ihren Stellenwert für das Selbstverständnis der Einwohner, die sich in einer Art Hybrididentität „als in der Zips wohnende ungarische Staatsbürger und Patrioten deutscher Zunge“ verstanden.

Stefan Michael Newerkla (Wien) machte am Beispiel des deutsch-tschechischen Sprachkontakts im Großraum Wien im 19. und 20. Jahrhundert darauf aufmerksam, wie sprachexterne Faktoren, z. B. politischer, sozio-ökonomischer oder kultureller Art, Sprachwandelprozesse auslösen und beeinflussen können. Wien und Umgebung stellten ein zentrales Sprachgebiet dar, in dem es zu vielfältigen Kontakten zwischen Deutsch, Ungarisch, Tschechisch und Slowakisch sowie in geringerem Maße Polnisch und Slowenisch kam. In der Folge durchdrangen die Sprachen einander, wobei besonders das Tschechische Einfluss auf das Wiener Deutsch ausübte.

Armin Bachmann (Regensburg), Koordinator des dortigen Projekts „Atlas der historischen deutschen Mundarten in der Tschechischen Republik“, sprach über seine Untersuchungen zur Geschichte und Mundart der Dunajetz-Schwaben. Anhand der Mundarten zweier Dörfer in der nördlichen Slowakei, die im Mai 2007 dort noch abgefragt werden konnten, lasse sich erschließen, dass die damaligen deutschsprachigen Zuwanderer aus Schwaben, der Pfalz und Hessen stammten. In seinen weiteren Ausführungen erläuterte Bachmann, nach welchen Prinzipien regionale Besonderheiten der Mundarten der Einwanderer das gemeinsame Idiom dieser Dörfer geprägt und sich darin erhalten hatten.

Etwas quer zum Gesamtthema der Tagung lag der Beitrag von Albrecht Greule (Regensburg). Er befasste sich mit Namen als Zeugen vorslawischer Siedlung in der Slowakei und ihrer Nachbarschaft. Anhand von Gewässernamen, insbesondere von Flüssen, konnte Greule eine vorslawische, eine indogermanische, dann germanische Besiedlung der Tallandschaften der wichtigsten Donauzuflüsse nachweisen.

„Ortsnamen als Kulturgut“ behandelte Heinz-Dieter Pohl (Klagenfurt). Der Sprachwissenschaftler erläuterte, wie Kärnten bereits durch seine Besiedlung mit

germanischen und alpenlawischen Völkern im frühen Mittelalter sowohl durch die deutsche als auch die slowenische Sprache geprägt worden sei. Seit dieser Zeit sei es zu einer wechselseitigen Beeinflussung und Durchdringung beider Sprachen gekommen, was sich auch an der heute gesprochenen Mundart noch nachweisen lasse. Der Referent unterstrich das reiche historische Erbe Kärntens, das nicht zum Streit über die Etymologie von Ortsnamen, sondern zur Intensivierung der Beziehungen zwischen Mehrheit und Minderheit Anlass geben solle.

Die kleine, aber thematisch reiche Tagung kann sicher für sich in Anspruch nehmen, an Fragen der Minderheiten in Europa interessierte Forscher aus verschiedenen Ländern und Disziplinen zu einem Gedankenaustausch zusammengebracht zu haben. Dies gelang sogar generationenübergreifend, denn neben forschungs- und lebenserfahrenen Emeriti und gestandenen aktiven Professoren steuerten auch mehrere Nachwuchswissenschaftler und Studierende Erkenntnisse ihrer Forschungen zu diesem für alle Teilnehmer gewinnbringenden Treffen bei. Die Tagungsbeiträge sollen demnächst veröffentlicht werden.